

Michele Galizia, Jürg Schneider	
Einleitung	7
Damaris Lüthi	
Die Haarpracht des Santa Cruz.	
Ein Magier fällt aus seiner Rolle	16
Michele Galizia	
Ich habe ihn getroffen, meinen Informanten –	
ein einziges Mal	28
Wolfgang Marschall	
Nurpangi	38
Joanna Pfaff-Czarnecka	
Sri Ram – Forschung, Distanz und Rollenspiel	52
Charlotte Beck	
Selbstversuch	64
Kathrin Oester	
Wieder der Methodenzwang.	
Auf Tuchfühlung mit der teilnehmenden Beobachtung	74
Romana Büchel	
Mama Mia – mia Mama	92
Susanne Loosli	
Forschen und Feilschen mit Mama Mia	108

2001 erschien vom selben Redaktionsteam im Peter Hammer Verlag
Pfefferland. Geschichten aus der Welt der Gewürze.

© Peter Hammer Verlag GmbH, Wuppertal 2005
 Alle Rechte ausdrücklich vorbehalten
 Umschlaggestaltung: Magdalene Krumbek
 Satz: Graphium press, Wuppertal
 Druck: Clausen & Bosse, Leck
 ISBN 3-7795-0042-6
 www.peter-hammer-verlag.de

Andrea Lauser		
„Was will denn die <i>kano</i> hier?“ –		
Parodie und Performanz	_____	122
Marianne König		
Mit Roedjito im Gespräch:		
Unmerklich in andere Welten reisen	_____	138
Christoph Imhof		
Alltagstheater – ein kubanisches Spiegelszenario	_____	154
Jürg Schneider		
Der Helm:		
Erinnerung an einen Reisbauern und Freund	_____	172
Claudia Roth		
Die eigenen Augen, der fremde Blick	_____	184
Lilo Roost Vischer		
Wahlgeschwister in Ouagadougou	_____	202
Heinzpeter Znoj		
Der Nachbar	_____	214
Simone Prodoliet		
Subtile Grenzen	_____	228
Die Autoren	_____	238

Einleitung

Fremde Freunde handelt von Menschen, denen wir in unserer Arbeit als Ethnologinnen und Ethnologen begegnet sind – Menschen, mit denen wir im „Feld“ in einen intensiven Wissens- und Erfahrungsaustausch getreten sind, um einer fremden Kultur teilhaftig zu werden.

Ethnologische Forschung und ihr klassisches Produkt – die Ethnographie – sind mehr, als man mit Fragebogen, Beobachtung, Quellenstudium allein erheben kann. Sie sind vielmehr das Ergebnis einer spezifischen Auseinandersetzung zwischen Ethnologinnen und „Informanten“, jenen privilegierten „Anderen“, die, ob männlich oder weiblich, uns als unsere Gewährsleute Zugang verschaffen zur Substanz unseres Forschungsgegenstandes, zum Wissen ihrer Kultur. Ethnographisches Wissen wird in der Dynamik von Beziehungen zwischen den Forscherinnen und diesen Gewährsleuten erschaffen und geformt. Dabei wird nicht nur Information, sondern – manchmal bewusst, oft unbewusst – auch die kulturell gestaltete Praxis der erforschten Gesellschaft vermittelt.

Uns war es damals im „Feld“ und ist es heute im Rückblick allerdings unmöglich, die Menschen, mit denen wir im Austausch standen, nur in der Rolle als Informationslieferanten wahrzunehmen. Zu vielschichtig waren sie als Persönlichkeiten, zu komplex die Beziehungen, zu widersprüchlich der Austausch, denn Informantinnen interpretieren die Rolle, die ihnen die ethnologische Methodik zuweist, keineswegs immer zu unserer Zufriedenheit. Sie folgen eigenen

Wünschen und Plänen, deren Sinn sich uns, oft erst viel später, etwa beim Schreiben eines Beitrags über die Feldforschung erschließt.

Im Alltag werden die Rollen gestaltet, und die Reflexion und Interpretation der Alltagsbegebenheiten ermöglicht Erkenntnis. Alle Beiträge in diesem Buch zeigen auf, wie sich die Grenzen zwischen Forschenden und Informanten verwischen, wie weitere Personen auf die Bühne treten und unterschiedliche Lebenshorizonte die gegenseitigen Beziehungen bestimmen. Aus ersten Begegnungen entwickeln sich Bekanntschaften, Freundschaften und – manchmal – Feindschaften.

Die Macht der Informanten leitet sich aus ihrem lokalen Status, aber auch aus den Erwartungen, der Bewunderung, ja Ehrfurcht des Ethnologen ab. Dieser hofft, dass sein Informant Antworten auf die unzähligen, formulierten wie auch unformulierten Fragen liefern wird, die er aus den Universitätsstuben und der Lektüre der Sekundärliteratur mitbringt. Und obwohl wir uns wohl bewusst sind, dass es zu jeder Gesellschaft viele Türen und unzählige dazu passende Schlüssel gibt, hoffen wir paradoxerweise darauf, dass uns ein „Schlüsselinformant“ Tür und Tor zu seiner Kultur öffnet. Wir schwanken zwischen Privilegierung einzelner Personen und dem Drang, weitere Pforten aufzustoßen, und sei es nur, um die Richtigkeit seines – unseres? – Bildes zu beweisen. So werden Informanten zu einer Quelle des Zweifels und der Verunsicherung, gerade weil wir ihnen so viel Einfluss zugestehen.

Dies bedeutet natürlich auch, dass in der Frage der Urheberschaft einer Ethnographie die Rollen nicht klar zu trennen sind – eine seit längerem vorgebrachte Kritik an der klassischen Darstellungsform ethnologischer Forschung. Sind wir Ethnologinnen die Fragenden und die Informanten diejenigen, die antworten? Wer führt wem die Feder? Sollten Informantinnen nicht viel ausdrücklicher als Partner und Koautoren erscheinen?

Ob man „im Feld war“ oder eben nicht, „Feldforschung“ gehört zum traditionellen Selbst- und Fremdbild der Ethnologie. Feldforschung ist nicht nur für Studium und Beruf, sondern auch für die persönliche Entwicklung ein prägender Lebensabschnitt. Feldfor-

schung bedeutet, ein Stück von sich auszublenden und zu einer anderen Person zu werden. Das Ausgesetztsein in der Feldforschung lehrt einen, dass Schwäche, Verlorenheit, Angewiesensein einen wesentlichen Schritt zu Nähe, Aufnahme, Angenommensein, Verstehen darstellen. Dass dieser Annäherungsprozess dabei kontinuierlich mit den Gewährsleuten überprüft, reflektiert und wissenschaftlich dokumentiert werden soll, unterscheidet aber einen ethnologischen Feldaufenthalt von touristischen Reisen im Zeichen von Erholung, Abenteuer oder Selbstfindung.

„Teilnehmende Beobachtung“ wird in der ethnologischen „Feldforschung“ dieses Vorgehen genannt, das die ganzheitliche Erfassung einer Gesellschaft ermöglichen soll. Dabei reicht es nicht, Informationen zu sammeln und persönliche Erlebnisse und Emotionen zu dokumentieren, das Mit-Leben, die persönliche Identifikation mit der fremden Kultur muss so weit gehen, dass man sich selber als Prüfstein einsetzen kann, dass man quasi selber zur Informantin wird. Die teilnehmende Beobachtung macht den ethnologischen Alltag zu einer umfassenden Erfahrung. Der Status als Ethnologin eröffnet Möglichkeiten, stellt aber zugleich eine Begrenzung dar, denn man ist immer Forschende und Beforschte zugleich. Wohnen und Leben, Arbeit und Privates vermischen sich, beobachtend teilnehmend strebt man die Sozialisation in die fremde Gesellschaft an, lässt sich wie ein Kind führen, lernt wie ein Pubertierender die Spannung zwischen vermittelten Normen und deren Übertretung auszukosten und erlebt schließlich die erfolgreiche Einverleibung, ja Adoption in eine Gesellschaft, mit all den verbundenen Rechten und vor allem auch Pflichten.

Ohne eine lehrbuchartige Typologie anzustreben, veranschaulichen die Beiträge dieses Buches ethnologische Methoden, um die vielfältigen Erfahrungen einer immer noch wenig bekannten Disziplin einem breiten Publikum näher zu bringen. Gleichzeitig verhelfen die offenen und selbstkritischen Berichte über persönliche Erfahrungen jüngeren Kolleginnen und Kollegen zu einem unverkrampften Einstieg in die Berufspraxis. Von den unzähligen Türen, die – fortlaufend auf- und zugehend – den Verlauf der Feldforschung bestimmen, wer-

den einzelne aufgestoßen. Sie gewähren vielschichtige, oft indirekte Einblicke in ethnologische Methoden und zeigen gleichzeitig auf, wie die Regeln der „Professionalität“ und ihr Methodenzwang in den unvorhersehbaren Wirrnissen des Forschungsalltags schnell erschüttert werden können. Alle Autorinnen und Autoren sprechen solche Widersprüche offen an, viele gehen weiter, geben sich Blößen oder behandeln Konflikte – ein Thema, das in ethnographischen Werken selten thematisiert und in den einschlägigen Einführungen stiefmütterlich behandelt wird.

Im Verhältnis von Ethnologinnen und Informanten sind Fragen zu Rollen, Rollenzuschreibungen und Rollenverwirrungen, zu Nähe und Distanz grundlegend. Wir haben diese vier Aspekte zur Gliederung der Beiträge und als Orientierungshilfe für eine Reise gewählt, die an ferne und nahe Orte verschiedener Weltregionen führt: Kuba, Indonesien, Philippinen, Nepal, Indien, Burkina Faso, Schweiz.

Hauptrollen

Einige Informanten, die in den ersten Beiträgen beschrieben werden – der hinduistische Priester Sri Ram (Pfaff-Czarnecka), der javanische Töpfer und Heiler Nurpangi (Marschall), der „Big Man“ Muhammad Hussein aus Sumatra (Galizia) – repräsentieren als Spezialisten, als Meister und Hüter eines kulturell tradierten Wissensschatzes ihre Kultur so sichtbar, dass sie zu einer unumgänglichen Referenzgröße für die Forschenden werden. Sie werden zu „Schlüsselinformanten“ und spielen damit eine Hauptrolle in der Forschung. Schlüsselinformanten sind die Schwerarbeiter der ethnologischen Praxis, denn im Kontakt mit ihnen, so die Erwartung, füllen sich die Notizbücher der Ethnologinnen am schnellsten. Doch der Drang jedes Forschers, möglichst schnell solche Informanten zu finden, führt oft zu vorschnellen Festlegungen und gegenseitigen Abhängigkeiten. So oder so beeinflussen und gestalten Schlüsselinformanten die Forschung maßgeblich mit.

Der Hindupriester Sri Ram (Pfaff-Czarnecka) äußerte sich zwar verbal zu wenig über seine Tätigkeiten, um dem erwähnten Bild des „guten“ Informanten zu entsprechen. Doch allein indem er seine Ar-

beit verrichtete und die Begleitung durch die Ethnologin zuließ, prägte er die Forschung. Der Töpfer Nurpangi (Marschall) war ein weithin geachteter Heiler, was dem Ethnologen trotz der Hochachtung vor seinem Repertoire, seinem Wissen und seiner Meisterschaft erst allmählich bewusst wurde.

Wichtige Informanten müssen auch nicht immer physisch präsent sein. So beschreibt Galizia, wie er erst gegen Ende seiner Forschung dem alten „Big Man“ gegenübersteht, der Referenzgröße, auf die alle seine Kontaktpersonen und Informationen verwiesen hatten, so dass es dem Ethnologen allmählich schien, als sei dieser – und weniger die Menschen seines Forschungsalltags – sein Schlüsselinformant gewesen.

Während wir oft die Erfahrung machen, dass sich Informanten gerne als allwissende Experten inszenieren, stellen wir andererseits manchmal fest, dass ihnen diese Rolle auch lästig werden kann. Dann „fällt der Magier aus seiner Rolle“ als visuell ergiebiger Ritualspezialist (Lüthi).

Wie zwiespältig das Spiel mit Informationen sein kann, eröffnet sich uns, wenn wir zu Übungszwecken selber zur Informantin werden und dabei Einsichten in die geheime Agenda einer Beforschten gewinnen (Beck).

Rollenverwirrungen

Zu den Grundannahmen der ethnologischen Methode gehört die Trennung zwischen Forscher und Informantin, zwischen Beobachterinnen und Beobachteten. In der Forschungssituation lässt sich eine solche Trennung jedoch nicht einfach aufrecht erhalten, und die Rollen beginnen sich schon bald zu verwirren. Die Informantinnen nehmen die Dinge in die Hand, gestalten das Programm, nutzen die Ethnologin als Ressource und Quelle von Information für ihre Zwecke. Indem die Informantinnen die Ethnologin in ihr Alltagsleben einbinden, geben sie ihr die Möglichkeit, ihnen jenseits des Methodenzwangs näher zu kommen und tatsächlich teilnehmend zu beobachten (Oester).

Das Einleben in den Alltag und die zunehmende kulturelle Kom-

petenz der Forscherinnen lässt sich auch als Sozialisation beschreiben. Dafür brauchen Informanten gerne das Idiom der Verwandtschaft oder der Aufnahme in die Familie. Gelingt dies, sprechen sie von geglätteter Anpassung, wie Mama Mia auf Flores, welche die ihrer Meinung nach erfolgreiche Sozialisation der beiden Adoptivtöchter zur Aussage verdichtet, man müsse vor den Forscherinnen keine Angst haben, sie seien harmlos und lieb (Büchel, Loosli). Damit stellt sie gleichzeitig sich selber als erfolgreiche Brückenbauerin zwischen zwei kulturellen und sozialen Welten dar. So schmeichelhaft für die Forscherin eine solche „Adoption“ auch sein kann, einfach ist es nicht, zur älteren bzw. jüngeren Tochter zu werden. Die Beiträge der beiden „Schwestern“ handeln – eine Seltenheit in der Ethnologie – von derselben „Mutter“ und erzählen aus der Perspektive der „älteren“ bzw. der „jüngeren Tochter“ von den Ambivalenzen dieses Rollenspiels zwischen familiärer Kontrolle und wissenschaftlicher Autonomie.

Und geht man mit der eigenen Familie ins „Feld“, dann kann deren Interaktion mit den Bezugspersonen vor Ort zu einem Prozess werden, der der ethnologischen Erkenntnisgewinnung dient (Lauser). Doch nicht immer erweist sich ein Kontakt mit bestimmten Menschen unmittelbar als für die Forschung fruchtbar. Vielmehr erschließt sich der Wert der Beziehung oft erst auf Umwegen, wofür uns das indonesische Theater ein prägnantes Bild liefert.

Sich hineinstehlen

Das Szenario der ethnologischen Feldforschung sieht grundsätzlich die direkte Suche nach möglichst expliziter Information vor. Formloser, zielloser Austausch mit Gewährsleuten ohne (impliziten) Fragebogen gilt als unprofessionell. Doch der ungestaltete und offene Austausch kann für die Orientierung und Formgebung der Forschung entscheidend sein. Aus den Gesprächen mit dem indonesischen Theaterregisseur Roedjito gewinnen wir das Bild des „Sich-Hineinstehens“ (indonesisch *nyelinap*) für diese Art der Annäherung (König). Im javanischen Schattentheater, *wayang*, bedeutet dieser Begriff, dass die Schauspieler nicht frontal auftreten, sondern sich seitlich oder gar

rückwärts auf die Bühne stellen, staunend darüber, was sie hier vorfinden: eine schöne Metapher für eine teilnehmende Beobachtung, die den Akzent auf Reflexivität und situativen Fluss, statt frontalen Auftritt und direktes Ausfragen setzt.

Die Reflexion über das Theater (König, Imhof) ermöglicht eine Spiegelung der eigenen Forschungssituation im gesellschaftlichen Kontext. Es ist kein Zufall, dass sich beide Beiträge mit einem großstädtischen Forschungsumfeld in einem autoritären Staatswesen befassen. Während der Ethnologe in einem dörflichen Umfeld sich der Aufmerksamkeit seiner Forschungssubjekte gewiss sein kann und von ihnen genau beobachtet wird, bleibt er in der Großstadt oft unerkannt und unbekannt. Enge staatliche Kontrolle ihrerseits behindert den offenen Austausch. Die Auseinandersetzung mit Informanten, die Notwendigkeit, mit ihnen über die eigene Situation und den gesellschaftlichen Kontext zu sprechen, muss über Umwege, hinter und zwischen den Kulissen erfolgen.

Der Dialog mit wichtigen Gewährsleuten ist nicht an die Präsenz des Ethnologen im Feld gebunden, sondern geht in seinem Leben unterschwellig weiter (Schneider). Im Alltag hierzulande behaupten diese ihre Präsenz auch deshalb, weil sie soziologischen Kategorien – wie jenem der „landwirtschaftlichen Modernisierung“ – ein konkretes Gesicht verliehen haben. So wird der weiße Bauarbeiterhelm eines Reisbauern, etwas scheinbar Nebensächliches, fast Übersehenes, erst Jahre später zu einer erhellenden Chiffre für dessen Erfolg und Scheitern in der Anpassung an die Moderne.

Nähe und Distanz

Man kann die Ambivalenzen einer Feldforschung in der Fremde auch unter dem Aspekt von Nähe und Distanz beschreiben. Anfängliche kulturelle Distanz wird reduziert, Beziehungen unter Fremden entwickeln sich, es wachsen Nähe und Freundschaft (Roth). Zuweilen entstehen Wahlverwandtschaften, die die Feldforschungszeit überdauern und zu erfrischenden und lehrreichen Gegenbesuchen eines Informanten in der Heimat der Ethnologin führen (Roost Vischer), womit sich die Rolle der Beobachterin in die der Beobachteten verkehrt.

Aber auch das Gegenteil von Annäherung geschieht: der anfängliche, unproblematisch erscheinende Austausch mit einem Nachbarn verwandelt sich nach Missverständnissen und falschen Einschätzungen in Entfremdung und Distanz (Znoj), oder eine Wunschinformantin bleibt abweisend und kühl, bis die Ethnologin nach Monaten verstehen lernt, dass sie eine unsichtbare Grenze verletzt und ihre Informantin gegen sich aufgebracht hatte (Prodolliet).

Alle Beiträge in diesem Buch zeigen die zentrale Rolle auf, die „Gewährsleute“ in der Ethnologie und im Leben von Ethnologen spielen. Selbst dort, wo sie „fremd“ blieben und nicht zu „Freunden“ wurden, leben sie in der Reflexion nach. Wo die Ethnologin aber über die Dauer der Forschung hinaus die Beziehungen pflegt, die Auseinandersetzungen nicht scheut, die Rechte wahrnimmt und die Pflichten sich auferlegt, die Freundschaften und (Wahl-)Verwandtschaften mit sich bringen, bleiben diese in ihrem Leben gegenwärtig. Aber auch in solchen langfristigen und persönlichen Beziehungen, die sich nicht auf die Lieferung von Information beschränken, wissen die Informanten, dass sie für eine Forschung unentbehrlich sind und von uns auch gebraucht wurden. Diese Instrumentalisierung ist ein kleiner oder großer Stachel in ihrem Fleisch, der sich bei aller Beziehungspflege letztlich nicht ziehen lässt. So müsste dieser Band eigentlich ergänzt werden durch die Berichte unserer Gewährsleute über uns, ihre „fremden Freunde“.